

Arno Luik

»WER ZUM TEUFEL
SIND SIE NUN?«

Sechzig Jahre Bundesrepublik
Gespräche über uns

Verlag Antje Kunstmann | stern

INHALT

- VORWORT »Ist Ihnen eigentlich klar, mit wem Sie sprechen?« 7
- JOSCHKA FISCHER »Gut, dann bin ich halt auf der
anderen Seite« 10
- OTTO GRAF LAMBSDORFF »Ein amerikanischer Tiefflieger
traf mich fünf Mal« 24
- MANFRED ROMMEL »Ehret die Alten, eh sie erkalten« 38
- ANGELA MERKEL »Als die Mauer fiel, war ich in
der Sauna« 50
- FRANZ MÜNTEFERING »Die Leute sind falsch gespult.
Und ich habe recht« 66
- OSKAR LAFONTAINE »Ich hatte Todesangst, Angst,
dass nicht rechtzeitig Hilfe kommt« 78
- BORIS BECKER »Ich war schon immer ein Außenseiter« 88
- KATARINA WITT »Es war ein Kampf der Systeme,
der totale Klassenkampf« 122
- JÜRGEN KUCZYNSKI »Gut, Sie können sagen:
Man soll draufgehen« 142
- FRANZ STEINKÜHLER »Daran bin ich fast zerbrochen« 158
- VINCENT KLINK »Und im Kopf ist die Angst,
dass der Genuss das Gehirn zerlöchert« 168
- MICHAEL ROGOWSKI »Erst bist du frei, plötzlich
bist du Knecht« 180
- FRIEDHELM HENGSBACH »Schröder will den Starken gefallen,
deshalb tritt er kräftig nach unten!« 192

GÖTZ WERNER »Das manische Schauen auf Arbeit macht
uns alle krank« 204

GÜNTER THEWS »Ich sterbe lebenssatt« 214

OSWALT KOLLE »Ich war wie ein Kaninchen« 228

MARTIN WALSER »Du stehst da oben, du willst lesen,
dann brüllen die Bengel: Antisemit!« 240

JOACHIM UNSELD »Sicherheiten gibt es nicht im Leben« 252

JÜRGEN TODENHÖFER »Bin Laden hat viel weniger
Menschen getötet als George Bush« 264

CHRISTOPH HEIN »Man knallt gegen eine Mauer,
man steht wieder auf« 278

HANS HAMMERSTINGL »Dein Körper steckt viel weg.
Aber irgendwann streikt deine Seele« 286

THOMAS BUERGENTHAL »Ich spielte gegen Hitler, die SS
und die Krematorien. Ich wollte gewinnen« 296

INGE UND WALTER JENS »Ich sehe seinem Entschwinden zu« 306

ANGELIKA SCHROBSDORFF »Ich wünsche mir die völlige
Auslöschung. Ich will spurlos verschwinden« 318

STATT EINES NACHWORTS »Streicheln und Kratzen«.
Der Dialog nach dem Interview.
Ein Selbstgespräch von Martin Walser 329

»Ist Ihnen eigentlich klar, mit wem Sie sprechen?«

25 Deutsche im Gespräch, das sind 25 Blicke auf dieses Land – in die alte BRD, in die absterbende DDR, in das vereinigte Deutschland danach. Es sind Gespräche aus den vergangenen zwanzig Jahren mit Mächtigen und Machthungrigen, mit Politikern und Wirtschaftsführern, Sportlern, Künstlern, Außenstehenden. Sie reden über sich und erzählen so deutsche Geschichte – obwohl ich gar nicht dachte, dass sie das tun, als ich sie befragte. Aber sie tun es. Und geben eine Antwort auf eben jene nicht gestellte Frage: Was ist Deutschland? Und: Was verbindet uns Deutsche, wenn uns etwas verbindet?

Warum sind Sie diesen Weg gegangen und nicht jenen? Wann haben Sie es bereut? Nicht die Fassaden sind interessant, es sind die Risse darin, mich interessiert nicht nur die Funktion eines Menschen in einer Partei, einem Film, einer Firma, sondern das ganze Leben, das Überraschende vor allem: Angela Merkel, die erzählt, dass sie beim Fall der Mauer in der Sauna saß; Oskar Lafontaine, der davon berichtet, was es bedeutet hat, kurz nach dem Attentat als Kanzlerkandidat wieder zu funktionieren; Kati Witt, die sich im Moment des Untergangs der DDR – sehr schmerzhaft für sie – mit ihrer Rolle als Aushängeschild des SED-Regimes auseinandersetzt; der junge Boris Becker, der seine Sympathien zu den linksradikalen Hausbesetzern der Hamburger Hafenstraße offenbart, oder Otto Graf Lambsdorff, der sich daran erinnert, dass er nach dem Attentat auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 beinahe die Widerständler hätte erschießen müssen.

Was treibt Menschen nach oben? Wenn ich Angela Merkel treffe, will ich erfahren, wie sie, die in der DDR so angepasst war, es an die Spitze der CDU und schließlich des Staates schaffte, wie es ihr gelang,

den Koloss Kohl zu verdrängen und die Machos in ihrer Partei auszutricksen. Ich möchte herausbekommen, was in ihr vorgeht: »Angela Merkel, wer zum Teufel, sind Sie nun?«

Was stellt der Erfolg mit Menschen an, was ist der Preis für die Lust an der Macht? Wenn ich Franz Müntefering begegne, will ich herausfinden, wie er innerhalb von Tagen eine komplette Verwandlung vom Sozialdemokraten alter Prägung zum marktliberalen Staatsreformer durchlaufen hat, warum ein Ursozialdemokrat zum Mann der sozialen Kälte geworden ist: »Als Judas, Herr Müntefering, wurden Sie verhöhnt – von Ihren Genossen.«

Ich weiß, dass ich manchmal meinen Gesprächspartnern lästig bin. Das muss auch so sein, denn ich will mich nicht von ihnen – die oft über das Leben von Hunderttausenden, von Millionen Menschen entscheiden – über den Tisch ziehen lassen.

Es war im Bundestagswahlkampf 1994, in Bonn, in der SPD-Baracke, ich saß dem damaligen SPD-Kanzlerkandidaten gegenüber, Rudolf Scharping, er blies mir den Rauch seiner Marlboro-Zigaretten ins Gesicht, und je hartnäckiger die Fragen wurden, desto unwirscher wurde er, desto mehr pustete und blies und fauchte er seine Rauchschwaden über den Tisch. Plötzlich stand er auf, beugte sich zu mir herüber und dröhnte mich an: »Ist Ihnen eigentlich klar, Herr Luik, mit wem Sie sprechen? Mit dem Vorsitzenden der Deutschen Sozialdemokratie!«

Rudolf Scharping gab damals unser Gespräch, wochenlang hatte ich um die Autorisierung gekämpft, zum Abdruck nicht frei. Scharping mag ein Extremfall sein, aber er steht für eine Haltung, die durchaus typisch ist für meine Gesprächspartner (so sie in wichtigen Positionen sind): der Wunsch nach perfekter Kontrolle. Oft auch: nach Unterwürfigkeit.

Und so wird manches Gespräch fast zwangsläufig zum Kampf, und manchmal habe ich, wenn ich mein Mikrofon einpacke, ein schlechtes Gewissen, frage mich: Bin ich zu weit gegangen? Etwa im Fall Walter Jens. Der wortgewaltige Professor versinkt in eine Welt jenseits der Sprache, jenseits der Gedanken. Er ist dement. Ist es erlaubt, zu seiner

Frau zu sagen: »Frau Jens, Sie sind die Witwe eines Mannes, der noch lebt.«? Sie fand: Ja, und antwortete: »Den Mann, den ich liebte, gibt es nicht mehr.«

Viel mehr noch als Erfolgsmenschen und Karrieristen interessieren mich jene, die am Rande der Gesellschaft stehen, und vielleicht erfährt man aus den Gesprächen mit dem aidskranken Kabarettisten Günter Thews oder dem Brandopfer Hans Hammerstingl so viele Wahrheiten über Deutschland, dass Mächtige dagegen plötzlich hilflos und bedürftig erscheinen.

Eines ist mir wichtig: Ich nehme meine Gesprächspartner ernst, sehr ernst, ihr Leben, ihre Lebensleistung. Und deshalb bereite ich mich auf jede Begegnung akribisch vor, das erfordert der Respekt. Und so geschieht es gar nicht selten, dass Gesprächspartner unerwartet Gefallen finden an der Auseinandersetzung. Sie genießen es, sich Mühe geben zu müssen, sie wollen überzeugen und sagen so Dinge, die sie selbst verblüffen, lassen überraschende Einblicke auf ihre Biografie zu, im Guten wie im Bösen – was nach dem Gespräch häufig seine Autorisierung erschwert.

Wie im Fall Martin Walser. Mit ihm hatte ich mich, es war im Sommer 2001, neun Stunden lang gezankt, gefetzt, zwischendurch mit ihm gelacht und gut verstanden und dann wieder gestritten. Ein Schlagabtausch, der einen sehr verletzten Schriftsteller zeigte, einen verbitterten Mann, der sich in Deutschland komplett missverstanden und ausgegrenzt fühlte, der einsam war. Walser zog das Gespräch zurück. Ich war ihm wohl zu nahe gekommen. Doch unsere erste Begegnung inspirierte ihn zu einem Essay, in dem er in einem Selbstgespräch meinen Fragestil analysierte und darüber nachdachte, wie Interviews und öffentliche Meinungen entstehen: »Streicheln und Kratzen«, Walsers Selbstbefragung, ist als Nachwort hier abgedruckt.

Arno Luik

JOSCHKA FISCHER

»Gut, dann bin ich halt auf der anderen Seite«
(1994)

Joschka Fischer sitzt am Esszimmertisch in seiner Frankfurter Wohnung, viele Zeitungen liegen herum, viele Bücher, ziemlich unaufgeräumt – er ist genervt, ziemlich ungeduldig, ziemlich ungehalten, rau ist seine Stimme, er steckt jetzt, 1994, mitten im Wahlkampf. Nein, über seine Vergangenheit möchte er nicht reden, nicht über Molotowcocktails, Straßenkämpfe, schon gar nicht darüber, wie er die Macht bei den Grünen erobert hat. Er möchte nun ein Staatsmann werden, und er weiß, dazu muss er jetzt die Macht über seine Vergangenheit gewinnen, sie so deuten, wie er sie braucht. Und er weiß: Falls er den Wahlkampf nicht gewinnt, die Grünen nicht in den Bundestag kommen, ist er wieder das, was er viele Jahre lang war: ohne Perspektive. Ohne Job. Ohne Zukunft.



Herr Fischer, über Herrn Kohl haben Sie vor zehn Jahren gesagt, er sei ein »Gesamtkunstwerk, das langsam in barocker Opulenz versinkt«. Und jetzt sind Sie selbst recht gut beieinander.

Ja? Aha.

Soll ich Sie in Ruhe lassen?

Ja, das wäre gut.

Ich wollte über das reden, wer Sie waren, wie Sie wurden, was Sie sind.

Aber ich nicht. Seien Sie mir nicht böse, aber ich kann es gegenwärtig nicht mehr hören. Ich lese jeden Tag, wer ich bin, wer ich war, wer ich sein werde und warum. Ich lese täglich neue Dinge über die politische Bedeutung des Körpergewichts und ähnlich substanzielle Sachen mehr. Mir läuft das zu den Haarspitzen raus; vielleicht sind solche Fragen ein halbes Jahr nach der Wahl wieder möglich. Ich kann das jetzt einfach nicht mehr ab.

Sie sind zu sehr den Medien ausgesetzt?

Ja, es reicht. Zur Sache also. Ich bitte darum.

Der spanische Schriftsteller Jorge Semprún klagt über eine beklemmende Ausweglosigkeit: Einerseits seien die Gesellschaften »unüberwindlich«, andererseits aber »unerträglich«. Dennoch müsse man das Unmögliche versuchen: sie »überwinden«.

Es ist dies eine uralte Frage der Politik: Wie viel kann sie bewirken? Wir haben einen epochalen Bruch erlebt. Wie ist er gekommen? Hat ihn jemand herbeigeführt? Hat er es bewusst getan? Ganz gezielt? Ganz geplant? Überschätzen wir uns nicht, wenn wir glauben, wir könnten die historischen Kräfte gezielt einsetzen? Wenn wir Glück haben, können wir uns ihrer bedienen, wie ein Wellenreiter eine Welle nimmt. Aber man kann sie nur unter dem Einsatz ungläublicher Gewalt und Brutalität brechen und das nur für eine eng begrenzte Zeit unter spezifisch historischen Bedingungen. Doch die Vorstellung, dass am Ende

aller Mühe eine Gesellschaft stünde, die dem vorgegebenen Ideal entspräche, für das man angetreten ist, ist ein Irrtum. So sehr viel kann Politik wohl gar nicht bewirken.

So sah das schon Goethe vor zweihundert Jahren: »Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig gefasst die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da bedroht, die Räder wegzulenken.«

Frankfurt hat eben kluge Leute hervorgebracht. Aber diese Zügel können Sie nicht halten ohne ein paar prägende Grundüberzeugungen. Und wenn dieser »Wagen des Schicksals« auf den Abgrund zurollt, dann erst zeigt sich, wie demokratisch eine Gesellschaft tatsächlich ist. Und da glaube ich, dass 68 – auch in seinen Irrtümern – zum Gelingen der zweiten deutschen Nationalstaatsbildung mehr beiträgt, als viele heute glauben. Das war eine innere demokratische Selbstaneignung ...
... die bei der Revolution von 1848 nicht geklappt hat?

In einer besonderen Art wurde 1848 in Westdeutschland 1945 und 1968 nachgeholt. 1968 war ein kultureller und politischer Umbruch, der Deutschland völlig verändert hat. Doch der Freiheitsvorrat, um Christian Graf von Krockow zu zitieren, ist in diesem Land immer noch geringer als in anderen Ländern.

Sie haben Angst vor den Deutschen?

Überhaupt nicht. Aber die Mittellage dieses Landes, sein Gewicht, seine Stärke sind Belastung und Verführung zugleich: Für die Nachbarn ist Deutschland eine latente Bedrohung und für Deutsche eine Versuchung zur Hegemonie. Und wenn man da raus will, kann man das nur durch eine Einbindung des Landes in Europa.

Und so wird aus dem einstigen »Nato-raus-Kämpfer« ein Nato-Sympathisant.

Passen Sie auf Ihre Wortwahl auf! Bei diesem Thema ist nicht zu spaßen. Ich war nie ein Nato-raus-Kämpfer. Solange es deutsches Militär gibt, will ich es integriert sehen. Ich will keinen deutschen Oberbefehl, keinen deutschen Alleingang, sondern ...

... die Westbindung?

Ja, Europa eignet sich nicht als Aggressor, das verhindert seine innere Interessensgebrochenheit. Aber wenn Kohl Kanzler bleibt oder gar Schäuble ihm nachfolgt, wird die Bundeswehr global interventionsfähig gemacht, und dann heißt es erneut »Weltmacht Deutschland«. Ich halte die Bonner Politik: Habe Armee, suche Auftrag, für völlig falsch. Vom Nationalismus geht in diesem Land die Hauptgefahr aus, das darf die deutsche Linke niemals vergessen. Schäuble ist für mich derjenige in der Union, der diesen deutschnationalen Tiger zu reiten versucht. Vielleicht ist es ja zu viel von der Altlinken verlangt zu begreifen, worum es in diesem Land in den kommenden vier Jahren geht und weshalb wir eine Reformmehrheit brauchen.

Weil sonst – wenn Sie nicht an der Macht sind – die große Katastrophe droht?

Nein, aber eine anhaltende weitere Rechtsentwicklung. Dieses Land ist seit der Einheit kontinuierlich nach rechts gerutscht. Die Repts haben ja durchaus eine nachhaltige Wirkung gehabt: Sie haben die Volksparteien – Asylbedrohung statt Asyl! – wirkungsvoll nach rechts gedrückt, ökologischer Umbau, multikulturelle Gesellschaft, Bewahrung der inneren Freiheit, Absage an jede deutsche Weltmacht-Illusion – das sind die Dinge, um die es jetzt gehen muss.

»Wir müssen die Utopien zerstören«, haben Sie vor ein paar Jahren gesagt, »alle Utopien machen totalitär«.

Man kommt doch nicht darum herum: Alle großen Sozial- und Technik-Utopien haben nach der ersten Hälfte des Jahrhunderts endgültig ihre Unschuld verloren, linke und rechte. Sie alle münden in der Vorstellung: Wir schaffen eine neue Welt ohne Gewalt und Klassenschranken, und um dieses große Glücksversprechen zu realisieren, sind wir legitimiert, das große Unglück zu produzieren.

Dieses Unglück, prognostiziert der »Club of Rome«, produziert auch die von Ihnen verteidigte kapitalistische Gesellschaftsform.

Der Kapitalismus bedarf nicht meiner Verteidigung. Aber gerade der Kapitalismus verfügt noch über starke utopische Elemente. Schauen Sie sich die aktuelle Debatte um die Gentechnik an: Da finden Sie bei

den kritiklosen Befürwortern die klassischen technisch-utopischen Glücksversprechungen. Ich könnte Ihnen, sozialistisch gewendet, einen Aufsatz über Techno-Utopien schreiben, affirmativ ganz im Sinne von Ernst Blochs »Prinzip Hoffnung«. Bei Bloch finden Sie ja wunderbare Stellen, wo er von der Atomkraft als der »Energieform des Kommunismus« schwärmt. Nein, ich habe kein Idealbild mehr von einer Gesellschaft, weil das gefährlich wäre, wenn man es ernst meint; überflüssig, wenn es ein bloßes Bekenntnis ist. Ich habe konkrete politische Ziele und moralische Ideale.

Ihr ehemaliger Mitstreiter Thomas Ebermann sieht das so: »Joschka Fischer hat die Ideale der Mächtigen übernommen.«

Ach, der Thomas. Ich habe nicht die Ideale der Mächtigen übernommen. Ich habe was anders gemacht, und das unterscheidet mich radikal von Ebermann. Ich bin vor der praktischen Herausforderung der Macht nicht ins Wirtshaus »Zum ewigen Radikalismus« geflüchtet. Er hat über die Gefährlichkeit der Atomenergie immer nur bramarbasiert, er hat nie versucht, eine Politik zu machen, um das Risiko zu minimieren oder gar ganz zu beseitigen.

Acht Jahre nach Ihrem ersten Amtsantritt als hessischer Umweltminister brummen in Hessen noch immer die Atomreaktoren.

Ich glaube, bei Ihnen brummt was ganz anderes. Wenn es allein nach mir gegangen wäre, wäre Biblis A wegen erheblicher Sicherheitsdefizite schon längst vom Netz. Ich wurde durch eine Bundesweisung an der Stilllegung gehindert. Aber das größte Atomrisiko gibt es nicht mehr: Die alte Plutoniumfabrik in Hanau, die jährlich mit einer halben Tonne Plutoniumoxid umging, ist stillgelegt.

Ihrem Einsatz zum Trotz: Eine neue Plutoniumfabrik wird gebaut.

Sie wird gebaut, weil das Bundesverwaltungsgericht gegen die Kläger entschieden hat. Und wenn wir in Bonn eine Mehrheit für Rot-Grün haben, wird das Kapitel Plutonium endgültig geschlossen.

Das sagen Sie jetzt so. Aber dann heißt es wieder: Zwänge, Kompromisse ...

Nein, Sie können sich darauf verlassen. Und wenn ich mir anschauere, was wir in Hessen in der Atompolitik erreicht haben – mehr als un-

sere Fundis seligen Angedenkens zu träumen gewagt haben. Bei Störfallanlagen in der Chemie und anderswo haben wir eine Sicherheits-erhöhung durchgesetzt, die es bundesweit so nicht gibt. Grundwas-serabgabe, Sonderfallabgabe, Förderung der alternativen Energien ...

Andere schätzen Ihre Arbeit kritischer ein. Jutta Ditfurth meint, Sie haben so gut »wie gar nichts erreicht«. Sie seien vor allem in einem hervorragend: »in der Propaganda«.

Gott ja, Jutta werde ich es nie recht machen können. Mit diesem schwe- ren Los muss ich wohl leben. Aber ich mache das nicht für Jutta von Ditfurth. Sie soll sagen, was sie will. Leute wie Ditfurth und Ebermann belassen es bei radikalen Sprüchen und ziehen sich vornehm zurück und sagen: Nicht ich täusche mich, die Realität täuscht sich. So eine Haltung können wir uns nicht erlauben, und ...

... deshalb brauchen wir Joschka Fischer, den Retter?

Na bitte. Jetzt haben Sie es verstanden. Wenn diese Wirtschaftsordnung so bleibt, wie sie ist, kommt die Welt von ihrem Destruktionstrip nicht runter. Wenn es so weitergeht, dass 20 Prozent der Menschheit 80 Prozent der Ressourcen verbrauchen, wird es zu Verteilungskämpfen kommen, die sich gewaschen haben. Wir werden autoritäre Systeme kriegen, in denen ich nicht mehr leben möchte. Das sind die entschei- denden Fragen. Nicht dieser geschmäckerliche Links-rechts-Hick- hack. Mir fällt es schwer vorzustellen, wie diese Erde organisiert sein wird mit acht Milliarden Menschen. Deshalb kämpfe ich so heftig für eine ökologische Abrüstung, wir müssen runter mit dem Energiever- brauch. Wir müssen ...

Sie sind mal in Hessen angetreten, die Startbahn West am Frankfurter Flug- hafen zu verhindern. Das Ergebnis »schrittweise Einführung des Nachtflug- verbots«. Und nicht mal daraus ist was geworden – es gibt unzählige Aus- nahmen. Der damalige Ministerpräsident Börner hat das später süffisant kommentiert: »Wir haben die Grünen zu einer Anhörung runterverhandelt, und das hat zum Ausbau geführt.«

Wir haben viele entscheidende Punkte durchgesetzt. Aber wer die hes- sische Politik nicht kennt, der tut sich schon schwer bei der Frage: Die

erste rot-grüne Koalition ist an der Plutoniumfrage gescheitert. Dann folgten vier Jahre CDU und anschließend die zweite rot-grüne Koali- tion, die ohne Börner eine völlig andere Reformpolitik betreibt. So ist das in der Politik. Es gibt Niederlagen, es gibt Siege. Oft denkt man, es geht kaum weiter, bloße Millimeterarbeit. Und dann schaut man zurück und sieht plötzlich, was für eine große Wegstrecke man bereits erfolgreich zurückgelegt hat.

Vielleicht merkt man gar nicht, wie sehr man sich auf dieser Wegstrecke ver- ändert hat: »Man erreicht dies und jenes«, meint Tucholsky. »Man bildet sich ein, noch mehr zu verhüten. Und man kommt mit den Herren Gegnern ganz gut aus, und eines Tages sind es eigentlich gar keine mehr.«

Tja, Tucholsky. Er zitiert sich angenehm bei radikaler Tatenlosigkeit. Aber damit kann ich leben: Gut, dann bin ich halt auf der anderen Seite. Abgehakt, lassen wir das. Es geht um den ökologischen Umbau dieses Landes und nicht um den »ewigen Sozialismus«.

Aha.

Jawohl, Euer Ehren: Es geht um den ökologischen Umbau der Indus- triegesellschaft und nicht mehr um die proletarische Revolution. Dazu muss Kohl weg. Wenn das nicht passiert, vergeht das Land für wei- tere vier Jahre seine Chancen. Wir werden weiter abwärts rutschen, und zwar in eine Richtung, die fatal ist. Wir haben eine Rechtsver- schiebung, die unerträglich ist, die schlimme Folgen hat. Und eine Linke, die die Machtfrage ängstlich umgeht, Opposition bleiben will um fast jeden Preis, die ist nur noch jammervoll. Die kotzt mich an.

Die Linke, meinen Sie, findet sich mit den Verhältnissen ab?

Ja, das tut sie. Und ihr linksradikales Gequatsche geht mir so auf den Senkel. Jetzt lassen Sie sich von mir, der bis vor ein paar Tagen noch Minister war, mal was sagen: Für die Firma Siemens oder die Firma RWE ist ein Joschka Fischer, sind die Grünen in der Opposition ein Minimum an Ärger. Aber in der Regierungsverantwortung ist das völlig anders. Gerade deshalb hält der BDI uns gegenüber der PDS auch für das größere Risiko, und das sagt fast alles.

Kann es sein, dass Sie sich überschätzen?

Nein! Es regt mich immer noch wahnsinnig auf, dass die Linke in diesem Land von einer elenden Oppositionssüchtigkeit befallen ist. Und das heißt, dass sie die Vorherrschaft der Konservativen auf Dauer akzeptiert. Gewiss, inhaltliche Opposition ist das A und O jeder Reformpolitik, klar. Man muss den Status quo infrage stellen – das hat mich immer interessiert, und deshalb taugte ich auch nicht zum konservativen Politiker. Aber nur Opposition ohne Mehrheits- und Machtperspektive heißt schlichte Kapitulation vor der Wirklichkeit. Ach je, ich hasse dieses Gejammer, diese Angst: Die Machtfrage ist zu brenzlich, sie könnte uns schmutzig machen, und überhaupt ist das alles zu anstrengend und zu kompliziert ... Das macht mich rasend. Und diese Oppositionssehnsüchtigkeit steckt auch zum Teil in der Sozialdemokratie – auch das macht mich rasend. Reformpolitik, verdammt noch mal, ist kein Teufelszeug!

Die Grünen in Rheinland-Pfalz haben ihre Erfahrungen mit dem SPD-Kandidaten Rudolf Scharping. In einem Memorandum stellen sie fest: Scharping hat keine Nähe zu ökologischen Themen. Und die ehemalige Fraktionschefin Gisela Bill ist froh, wenn der konservative Scharping »endlich nach Bonn geht«. Denn: »Mit dem ist nichts anzufangen.«

Die Alternative heißt Kohl oder Scharping. Tertium non datur.

Will sagen?

Ich habe keine Angst, mich auf Scharping und die SPD einzulassen. Wir werden ein gutes Verhandlungsergebnis hinbekommen. Unsere Vorstellungen sind klar und eindeutig. Sollte es am 16. Oktober eine rot-grüne Mehrheit geben, dann werden wir den Reformzug in die richtige Richtung bewegen. Je stärker die Grünen sind, desto mehr Kraft haben wir, soziale und ökologische Reformpolitik durchzusetzen. Und dazu gehört zum Beispiel ein Einwanderungsgesetz, die doppelte Staatsangehörigkeit, Änderung des Staatsbürgerrechts bis hin zu ius solis ...

... wer in Deutschland geboren ist, ist deutsch.

Ja, das alles sind Grundpositionen unserer multikulturellen Politik.

Also Knackpunkte in einer Koalitionsverhandlung?

Ich führe keine Koalitionsgespräche über die »taz«.

Das demontierte Asylrecht, wäre das für Sie ...

Das heutige Asylrecht ist ein Monstrum. Es wurde von den Konservativen mithilfe der SPD zu einem Asylabschreckungsrecht. Es war eine der schwersten Niederlagen der demokratischen Linken in den vergangenen vier Jahren. Aber ich führe jetzt keine Koalitionsverhandlung.

Man möchte doch gerne wissen, woran man mit den Grünen ist – etwa dem Ausstieg aus der Atompolitik innerhalb von zwei Jahren, wie es Ihre Partei beschlossen hat.

Mich interessiert allein die Frage: Ist dieser Parteitagsbeschluss praktisch umsetzbar – ja oder nein? Und ich halte es nicht für glaubwürdig zu sagen, wir können in zwei Jahren aus der Atompolitik aussteigen. Aber das ist meine persönliche Ansicht. Wer es in zwei Jahren schafft, derjenige sollte es tun. Und ich würde ihn bewundern und unterstützen. Ich kann das nicht. Aber klar ist: Wir wollen so schnell wie möglich und mit aller Kraft raus.

So sagt das die SPD auch – und die hat vor acht Jahren mal beschlossen: Ausstieg bis 1996.

Sie können davon ausgehen: Mit uns kriegt die SPD nicht die Katze im Sack. Es kommt die Energiewende: Atomausstieg, der Durchbruch bei erneuerbaren Energieträgern, die Einführung der Ökosteuern und die Verkehrswende: Sommersmogverordnung, Tempolimit. Auch der Transrapid wird abgehängt. Diese zwölf Milliarden Mark werden nicht im märkischen Sand versinken.

Beim Transrapid hat Ihnen gerade die SPD Hessen gezeigt, wo der Hund den Most holt: In einem kühl durchgezogenen Koalitionsbruch hat sie für den Transrapid gestimmt, und Sie haben das ganz brav geschluckt.

Beim Transrapid haben wir nicht bei der Sache nachgegeben, sondern weil wir in Hessen eine insgesamt erfolgreiche Koalition vier Monate vor der Landtagswahl nicht scheitern lassen wollten. Aber diese Erfahrung wird Konsequenzen haben.

Die Verhandlungen mit der SPD werden härter?

Das wird Konsequenzen haben.

Hier spricht der Staatsmann.

Jede Zeit hat ihre Formulierung.

Und noch etwas beunruhigt Ihre Klientel: Wer womöglich mit der FDP koalieren will, dem kann es mit den ökologischen und sozialen Reformen doch nicht sehr ernst sein. Der will einfach mal dabei sein beim Machtpoker in Bonn.

Mein Lieber, ich sage Ihnen jetzt mal was: Sie scheinen bereits Tagträume vom Machtpoker zu haben, nicht ich. Koalieren Sie mit Lambsdorff oder mit Lenin, unterstellen Sie mir weder das eine noch das andere. Ich bin nicht scharf drauf, Minister zu werden. Ich brauche das Bonner Ministeramt nicht, um mein Ego zu kitzeln. Und ich gehe nicht in eine Regierung, die die jetzige Politik mit ein paar grünen Tupfern versieht. Ich kämpfe um Rot-Grün, für eine andere Politik und nicht bloß für andere Köpfe. Meine Fantasie reicht nicht aus, um mit Kinkel, Lambsdorff und Möllemann eine Ampel hinzukriegen.

Im Klartext: Es gibt keine Ampel?

Es wird mit uns keine Fortsetzung der Pro-Atom-Politik geben, keine Politik des Sozialabbaus, kein Verzicht auf die Umweltsteuerreform. Eine solche Koalition hielte ich für uns für selbstmörderisch.

Vielleicht kommt ja alles ganz anders: Sie müssen draußen bleiben, und die PDS ist die einzige Oppositionspartei.

Das wäre eine historische Katastrophe. Das Experiment von 68 wäre dann kaputt. Helmut Schmidt hätte dann doch noch gesiegt. Unsere Partei würde das nicht aushalten. Es wäre auch der größte Treppwitz der Geschichte, wenn Kohl dranbleibt wegen Gysi. Die PDS als pazifistisches Resozialisierungsprojekt von NVA, Volkspolizei und Berufsmilitärs, eine Partei, die keinen einzigen neuen Gedanken hat. Eigentlich ist es was fürs Kabarett, dass Voll-Autonome bei dieser Partei landen, die ...

... aber spaßguerillahaft eines ermöglicht: Mit ihr kann man die in Bonn mächtig ärgern.

Eine Linke, die so denkt, tut mir bloß noch leid. Diese Linke will Kohl ärgern! Hübsch. Zwölf Jahre hat die Linke Kohl geärgert, und der war

mächtig beeindruckt. Wie wäre es damit, ihn mal ablösen zu wollen? Daß die antistalinistische westdeutsche Linke auf die PDS reinfällt – mich wundert nichts mehr.

Vielleicht sind am großen Politfrust auch die Grünen mit schuld?

Klar, klar. Die Grünen sind an allem mit schuld, selbst am Untergang der Sowjetunion und des glänzenden Sozialismus. Deshalb müssen Sie uns wählen.

Vielleicht haben die auf ihrem Marsch zur Regierungsfähigkeit zu viele Ideale und Positionen aufgegeben.

Nein.

Udenkbar wäre es noch vor ein paar Jahren gewesen, dass die Grünen nach Washington reisen, um sich im Weißen Haus die Regierungstauglichkeit bestätigen zu lassen – wie Sie es vor ein paar Wochen getan haben. Gaby Gottwald, die für die Grünen 1983 im Bundestag saß, ist »vor Scham rot geworden«. »Nur noch peinlich« sei diese Buhlerei um Akzeptanz und schlimm zu erleben, »wie stolz die Grünen waren, von zweitrangigen Mitgliedern der Clinton-Administration empfangen zu werden«.

Ich bin zutiefst erschüttert. Früher war das wirklich anders. Besonders gern erinnere ich mich an Ditfurths Auftritt ...

Die mögen Sie wirklich nicht ...

... und an ihre Rede beim »Treffen von Parteien und Bewegungen zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution« in Moskau 1987. Ei, war das revolutionär!

Angenommen, Sie würden Außenminister ...

Jetzt fängt der schon wieder an. Vergessen Sie's!

... würden Sie dann die Staatsempfänge mit dem Aufmarsch des Wachbataillons abschaffen? Das seien, meint der ehemalige Chefredakteur Rolf Winter, Imponiergesten eines autoritären Staates: Da wird der Schellenbaum herumgetragen, »ein schepperndes Penisymbol, und so albern, dass ...

Ich bin jetzt echt an meiner Kompetenzgrenze angelangt. Und damit ist exakt bewiesen, was zu beweisen war: Ich taue nicht zum Minister, denn – Schande! – ich weiß gar nicht, ob der Außenminister dieses martialische Zeremoniell überhaupt abschaffen kann. Aber das ver-

spreche ich: Wenn es so weit ist, will ich mein Bestes versuchen. Und von wegen der Penissymbole: Bei uns ist alles streng quotiert!

Joschka Fischer, 1948 geboren, gibt Bob Dylan die Schuld: Er sagt, diese Stimme habe ihn »aus der kleinbürgerlichen Existenz rausgetrieben – so, wie man früher nach Amerika gegangen wäre«. Der Ex-Ministrant und Schulabbrecher Fischer floh 1967 bis Gretna Green, wo er zum ersten Mal heiratete, 2005 heiratete er zum 5. Mal – die 28 Jahre jüngere Minu Barati. Dazwischen: Filmstatist, Straßenkämpfer, Taxifahrer, Buchhändler, der erste grüne Umweltminister, nicht bloß von Hessen, sondern »des ganzen Planeten« (Fischer), Außenminister (1998–2005) im Kabinett Gerhard Schröder. 1999 unterstützte er den völkerrechtlich umstrittenen Kosovo-Krieg, wodurch erstmalig seit dem Zweiten Weltkrieg wieder deutsche Soldaten an einem Krieg beteiligt waren. Am 1. September 2006 legte er sein Bundestagsmandat nieder.